

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

17.12.1922 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 51



17. Dez. 1922

Eugen Kilian / Zeitgemäßes aus Schulmeister
Sauters Dichten.

Die Preissteigerung und die finanzielle Not der Gegenwart ruft die Erinnerung wach an die Zeit von 1810, wo Napoleons Kontinental Sperre ähnliche Nöte im mitteleuropäischen Festland geschaffen hatte. Der zwischen Frankreich und England tobende Handelskampf hatte zu den Verordnungen Napoleons vom August und September 1810 geführt, nach denen alle Kolonialwaren als aus dem englischen Handel herrührend betrachtet mit 50 Prozent Kontinental Sperre belegt werden sollten. Die Folge für Deutschland war eine ungeheure augenblickliche Preissteigerung aller Auslandswaren. Insbesondere fanden sich die zahlreichen weiblichen und männlichen Kaffeekonsumenten auf das schwerste betroffen. Die Stimmung, die viele Kaffeekränzchen der minder bemittelten Kreise beherrschte, spiegelt sich in dem köstlichen Liede des Kaffeeweibs, das der Dorfschulmeister S. F. Sauter seiner ländlichen Vora damals entlockte. Es ist heute wieder zeitgemäß geworden und lautet nach dem Vortragslaut seiner sämtlichen Gedichte (Karlsruhe, 1845, Neudruck in Auswahl Heidelberg, Winter 1902):

Das Kaffeeweib

am 14. Oktober 1810, wo auf jeden Zentner Zucker und Kaffee
90 Gulden Eingangszoll gelegt worden.

O weh, Kaffee!

Nun muß ich dich auf immer meiden,
Nun muß ich schmerzlich von dir scheiden!

O weh, Kaffee!

O weh, Kaffee!

Nun muß ich ewig dich vergessen,
Und Haberbrei und Suppe essen.

O weh, Kaffee!

O weh, Kaffee!

Jetzt sing ich nicht mehr frei von Sorgen:
Gott Lob, nun ist es wieder Morgen!

O weh, Kaffee!

O weh, Kaffee!

Nun ist mir aller Mut gesunken,
Jetzt kann ich nicht mehr in dich tunken.

O weh, Kaffee!

O weh, Kaffee!

Verdammt sei der Franzosenkaiser,
Der Erbfeind aller Handeshäuser.

O weh, Kaffee!

Uebrigens ist dies Poem nicht das einzige, wo die leidige Politik in Sauters so harmlose und weltabgeschiedene Dichterei hineinspielt. Nicht bloß die Kaffeenot hat in dem ländlichen Meister der Schule den begeistertsten Fortäus geweckt. Der Badre besaß ein feuriges patriotisches Herz und hat an manchen entscheidenden Wendepunkten der Zeitgeschichte seine Vora zum Ruhme des Vaterlandes geschlagen. Als 1794 durch den Ausbruch des ersten Koalitionskriegs die Franzosengefahr die rheinischen Heimatlände bedrohte, dichtete er — wie einen Vorkämpfer des zwei Jahrzehnte später erklangenen Körnerischen Aufrufs — seinen

Aufruf zur Landwehr.

Zu den Waffen, ihr Brüder, und 'nunter an Rhein,
Sonst brechen die Feinde ins Vaterland ein!
Franzosen, die sollen uns alles verheeren?
Nein, stellt euch zusammen! Wir wollen uns wehren,
Wir wollen nicht Memmen, nicht Feiglinge sein.
Zu den Waffen, ihr Brüder, und 'nunter an Rhein!

Nehmet Flinten und Säbel und Spieße zur Hand!
Seid gegen die Feinde jetzt alle entbrannt!
Beschüßet, verteidigt des Vaterlands Grenzen
Mit Flegeln, Hengabeln und Stangen und Senfen!
Ihr Schwaben, ihr Pfälzer, seid alle entbrannt!
Nehmet Flinten und Säbel und Spieße zur Hand!

Lasset herzlich, ihr Brüder, den Franken euch sehn,
Und jauchert nicht länger mehr, Wache zu stehn!
Wenn alle Germanen sich gegen sie rüsten,
So werden sie nimmer sich lassen gelüsten,
Als Feinde den Rheinfluß herüberzugehn.
Lasset herzlich, ihr Brüder, den Franken euch sehn!

Wo der Mut ist, ihr Brüder, da ist auch der Sieg!
Als einst die Bedrückung im Schweizerland stieg,
Da sprangen zusammen die Alten und Jungen
Und wehrten sich, bis sie die Feinde bezwungen.
Ein jaghaftes Handeln verlängert den Krieg.
Wo der Mut ist, ihr Brüder, da ist auch der Sieg!

Man sieht — der treffliche Schulmeister war von keiner „pazifistischen“ Anwendung angekränkt und hat vor einem trübsigen „Gesang des Kaffees“ nicht zurückgeschreckt. —

Als aber mit der Leipziger Schlacht das Morgenrot der Befreiung für das geknechtete Vaterland heraufgedämmert ist, da flammt Sauters Fühlen zu Tönen brausender Begeisterung auf, die auch durch die drossigen Zugeständnisse an die gebieterischen Forderungen des Reimes in der Gesamtwirkung ihrer naiven Ursprünglichkeit nicht beeinträchtigt werden:

Sag, o schreib ihn mit Zinnober,
Nein, mit Gold ins Buch der Zeit! —
Acht und zehnter im Oktober,
Du bist Deutschlands Herrlichkeit.

Nicht von Fürsten aufgefordert,
Nein, aus freiem Willen lobert
Weit und breit im Feuerlauf
Unser heißer Dank dir auf.

Sag des Danks, der Freudentränen,
Großer deutscher Siegestag!
Wo nach tausend Jammerzänen
Unser großer Feind erlag,
Wo wir dessen Joch zerklugen,
Das wir fünfzehn Jahre trugen,
Tausendfache Herzenslust
Strömet du in unsre Brust!

Hans Adalbert Berger / Muße und Muse.

Jeder gesunde Mensch krankt an mangelnder Muße, der kranke Mensch an deren Ueberfluß — zwei Sätze, die in ihrem einander ausschließenden Gegensatz nicht etwa nur ein Wortspiel nervenpathologischer Diagnostik sind, sondern das Ergebnis jeder kritischen Selbstbeobachtung darstellen. Nur will es eben das Verhängnis, daß diese Einsicht in einen ganz natürlichen Vorgang fast immer ohne Wirkung auf unser Verhalten, unsere Lebensweise bleibt. Unsere Vorsätze halten meistens nur so lange vor, bis ihr Anlaß, das augenblickliche Unlust-Empfinden, um die nächste Ecke verschwunden ist.

Jeder Kulturmenschen, ja jeder Großstädter treibt Augenblickspolitik mit seinen Nerven, die im Einzelnen vielleicht ganz schöne Erfolge bringt, auf die Dauer jedoch dem Bankrott seiner leiblichen und, vor allem, seelischen Existenz weicht. Manchen mag die letztere Wirkung weniger tief berühren, weil seine Geschäfte, sein glücklicher Diesseitswahn ihm keine Zeit lassen, über noch anderes als den groben Tagesbedarf an körperlichen Aufbaumitteln nachzudenken. Jeden aber, den es auch nach überkommerzieller, undinglicher Bedarfsbefriedigung verlangt, wird die Stille zu schätzen wissen, die wie ein herrlich weit gespanntes Flügelpaar jede Stunde der Sammlung und der glücklichen Selbstbesinnung friedvoll kühl beschattet. Je feiner der Mensch besaitet ist und je tiefer seine Erkenntnis in den Grund aller Dinge hinabreicht, umso anspruchsloser wird er diesem ersehnten Augenblick entgehen.

Man überläßt es so oft in fragwürdiger Bereitwilligkeit den Politikern, den Männern der Öffentlichkeit, sich im Sturm und Drang der täglichen Kämpfe, der exponierten Stellung, des Anpralls von Neid und Bosheit zu erproben, getreu dem Dichterwort: Es bildet ein Talent sich in der Stille, ein Charakter in dem Strom der Zeit. Wohl ist ihnen dies rücksichtslose Leben eine Schule der Erfahrung und der äußeren Bereicherung aber die vorwärts führenden Gedanken und Entschlüsse reifen ihnen doch nur unter der Sonne des beglücklichen Ausruhens, in der Umriedung einsamer Weltabgewandtheit, wenn draußen an der umbrandeten Küste ihr willensstarkes Schiff Anker geworfen hat. Nun erst zeigt es sich, ob Geist und Seele den Willen und die Macht in mitterliche Arme aufzunehmen vermögen und ein neuer Gedanke, eine lebensfähige Kraft solcher Umarmung entspringt.

Die schönen, patriarchalischen Zeiten, aus deren Erleben und Ahnen Schiller jenes Wort von der Bildung des Talents schöpft, sind nun freilich wohl für immer dahin. Heute gibt es den wirklich schöpferischen Künstler, der nur seiner Kunst leben darf, bloß noch in besonders bevorzugten Artungen, wie z. B. den Maler, der von jeher ein eigenwillig-unabhängiges Dasein erstrebte. Der Künstler des Wortes, der Dichter und Schriftsteller, steht sich einem verhängnisvollen Kompromiß zwischen Wollen und Wirklichkeit ausgeliefert, und der darf sich glücklich schätzen, dem es auf der Höhe des Erfolges gelungen ist, den Widerwärtigkeiten sozialer Ungunst lachend die Stirne zu bieten.

Ein Blick rückwärts auf die einfachen Lebensumstände vor einem und zwei Jahrhunderten macht uns den gewaltigen Unterschied zwischen den Schaffensbedingungen von damals und heute verständlich. Denken wir uns Goethe als heftigen Zeitgenossen, als jungen „Wertstudenten“, der er als Abkömmling eines vor 1914 noch gutsituierten gebildeten Mittelständlers sein würde: er hätte kaum die Gelegenheit, geschweige denn die Mittel und die Muße zu seinen für ihn als Mensch wie als Dichter ergebnisreichen Erlebnissen des Herzens und der Welt gehabt. Und seine mittleren und späten Jahre wären für ihn noch mehr als es der Fall war zwischen dem praktischen Leben, der Hast und Verantwortung des weltlichen Berufes und dem dichterischen Schaffenszwang zerrieben worden.

Mit dem Einwurf des selbstgefälligen Philisters ist es natürlich nichts, der da meint, daß die frühere „Weltfremdheit“ des Künstlers jetzt einer nützlichen Kenntnis des wahren, gar nicht rosenroten Lebens gewichen sei. Sofern jene sterilen Aestheten und Literaten, wie sie als Kaffeehauskritiker in unangenehmer Erinnerung leben, gemeint sind, mag der Zwang zur produktiven sozial-nützlichen Arbeit eine heilsame Kur gewesen sein; daß aber dadurch zugleich auch die herrliche Freiheit unendlichen Schaffens des echten Künstlers von den Schlagbäumen dieser unglückseligen Zeit eingengt wurde, ist tief zu beklagen. Denn nun wird es nur noch dem reichen Snob, dessen Erzeuger beizeiten für diese Erdschicklichkeit gesorgt hat, möglich sein, jene freie Luft sorglosen Schaffens zu atmen und in ausgeruhetem Müßiggang die Schweißtropfen seines schwer arbeitenden Hirns als die runde, scheinbar mühelose Leistung zu vergleichen, die jener von Sorgen und Mühen bequaddete Künstler in spärlichen freundlichen Stunden zu verschlecken hat.

Trübe Aussichten eröffnen sich und lasten bereits mit der ganzen dumpfen Gewitterschwüle auf der Arbeit des frei

schaffenden Schriftstellers. Nicht Jedem ist es geochen, sein Bestes, sein persönliches, unachahmenswertes und oft geradezu einmaliges Können den Forderungen des Zeitungsstiles anzupassen, sei es, daß er seine dichterische Erden schwere nicht wie einen Gummiball zwischen den Zeilen eines flotten Feuilletons hin und her jonglieren kann, sei es, daß er die Meinung, als würdige er sich damit zum Stundenhandwerker herab, aus einer idealen „Berufs“-Auffassung heraus nicht zu überwinden vermag. Sein Zustand der Verzweiflung ist nicht unähnlich jenem, der viele und gerade die besten Künstler zu Anfang des Weltkrieges erfaßt hatte, die da in übertriebener Neugierlichkeit die Stunde ihres unpraktisch-überflüssig gewordenen Daseins gekommen sahen nach dem Wort: Inter arma silent musae. Und in der Tat gleicht ja heute der europäische Schauplatz dem der Kriegszeit, nur daß wirtschaftliche statt militärische Kämpfe auf ihm ausgefochten werden.

Nichts ist ja nach meinem Ermessen grausamer als die sog. Literaturgeschichte, jedenfalls ist sie ein viel strengeres „Gericht“ als die Weltgeschichte. Hier stehen die führenden und verurteilenden Menschen in ihrer ganzen nackten Menschlichkeit vor dem Forscherauge des Historikers da, in allen ihren Daseinsbedingungen und Vorbedingungen, nach jeder Seite ihrer sozialen, ökonomischen, geistigen und seelischen Herkunft und Erziehung werden sie soziologisch vom Staatsanwalt zum Verteidiger und so hin und her begutachtet, verworfen und gerechtfertigt. Nur der literarische Mensch muß es sich gefallen lassen, bloß auf seine endgültige Leistung, auf das, was die Mit- und Nachwelt nun einmal von seinem Genie oder Talent fordern zu müssen glaubt, geprüft und rubriziert zu werden. Wie, unter welchen Umständen der Mensch arbeitete und lebte, wird meistens nur in biographischer Ergänzung beiläufig angemerkt oder es wird die „Richtung“ nüchtern angezählt, die das Schaffen nach seinen äußeren Bedingungen bei diesem und jenem weisensverschiedenen Dichter nahm. Was für ein äußerer Abstand und, wenn man will, welche innere Tragik tun sich auf bei einem Vergleich des sozial ungebundenen Geheimratsjohans Goethe mit dem proletarischen Maureripröckling Hebbel und wie divergent streben aber auch die Linien der künstlerischen Entwicklung folgerichtig auseinander!

Man muß natürlich vom Standpunkt des absoluten künstlerischen Werturteils die dadurch bewirkte Mannigfaltigkeit der dichterischen Individualitäten begründen. Etwas anderes ist jedoch die Frage, ob nicht aus jenem verschiedenen sozialen Ursprungsgebiet auch Unterschiede in rein qualitativer Beziehung hervorquellen, Unterschiede, die nach schulmeisterlicher Penur in ziffernmäßigem Abstand zu benennen wären. Diese Frage scheint mir trotz aller Unantastbarkeit des schlechthin endgültigen Kunstwerks unbedingt bejaht werden zu müssen. Denn wieviel Sorgfalt, Liebe und Geduld der Künstler an sein Werk zu wenden vermag, hängt doch, mehr als wir ahnen, von sozial bedingten Stimmungen, körperlichen Zuständen, kurzum von primären Einflüssen ab wie jede alltägliche Arbeit. Hier war es vielleicht eine „Arbeit auf Bestellung“, die ohne inneren Antrieb lediglich der Aussicht auf materielle Einkünfte wegen und zur Bekleidung der nackten Existenz verrichtet wurde, dort mag es ein von allen äußeren Einküfterungen losgelöstes, in freier Schaffenslust gewordenes Werk gewesen sein, das in sich selbst seinen ewigen Gotteslohn trägt. Die Literaturgeschichte kennt genug dieser „Gelegenheits“-Dichtungen, die ja, konträr dem goethischen Sinne, oft auch ihren Ursprungstempel an der Stirne tragen.

Natürlich darf die Parallele nicht so weit gezogen werden, daß man das Unvollkommene nun unbesehen mit dem Hinweis auf die wirtschaftliche Notlage des Künstlers zu entschuldigen bereit ist. Wo hohe Verantwortung mit strenger Selbstkritik sich paart, wird eher der Mensch zugrunde gehen wollen als daß die Kunst um Gnade winkt. Nichtsdestoweniger wird man heute mehr als jemals nicht nur den sichtbaren, nach außen wirkenden Bau eines jeden Kunstwerks zu prüfen haben, sondern auch nach seinen unsichtbaren Fundamenten, seiner menschlich interessierenden Untermauerung forschen müssen.

Aber schon, indem wir die Forderung erheben, bedrückt uns die Frage: Wer wird und wer soll das tun? Wieviel wußten wir beim Lesen eines literarischen Werkes und wieviel wissen wir selbst später von den persönlichen Entstehungsursachen und Umständen? Ist es doch geradezu das Zeichen höchster Kunst, daß der Meister hinter und in seinem Werke verschwindet und alle Sorge, Mühe und Schaffensnot in den ätherischen Schwingungen ächten herznahen Gefühls sich verhaucht.

Und somit vollzieht sich eben doch wiederum wie seither das unerbittliche Schicksal an dem Künstler, daß einzig sein Werk für oder gegen ihn zeugt. Alles andere ist Reflexion, menschliche Stimme im grausamen Spiel des kosmischen Zufalls.

Eugen Fehle / Das Lachen im Volksglauben.

Dans Thoma sagt in seinem Buch „Im Herbst des Lebens“, das Lächeln könne uns „ein großes Lebenskapitel bedeuten — aber als Kleinmünze im täglichen Leben gebraucht, könnte es gerade bei unserem gesteigerten Verkehr ein ungemein nützliches Mittel sein.“ Er bringt damit dasselbe zum Ausdruck wie der Glaube, der den Bräuchen vieler Völker in verschiedenster Form zugrunde liegt, daß nämlich Lachen Leben bedeute, Orphisch-gnostische Kultvereine des ausgehenden griechisch-römischen Altertums erzählen in ihren Schöpfungsgeschichten, die Welt sei aus dem Lachen des Schöpfers entstanden. In dem Militärstaat Sparta wurde ein Gott des Lachens verehrt, weil man das Lachen für ebenso richtig hielt wie die Strenge der Lebensführung.

In alter Zeit, als die Welt noch nicht so entgöttert war wie heute, wurde Wachstum und Hinstirben der Natur auf göttliches Wirken zurückgeführt. In Griechenland erzählte der Mythos, Persephone, die Tochter der Getreidegöttin Demeter sei beim Blumenpflücken vom Herrscher der Unterwelt geraubt worden. Die trauernde Göttin ließ alles Wachstum dahinwelken. Erst als sie durch derbe Spässe zum Lachen gebracht worden war, wurde ihre Trauer gebrochen. Der Frühling zog wieder ein und Demeters Tochter kam für ein halbes Jahr zur Oberwelt. Ähnlich wird von der nordgermanischen Göttin Skadi berichtet, ihre Trauer sei erst durch Lachen der Schwänke gebrochen worden. Solchen Göttermythen liegt wohl der Brauch zugrunde, durch lachende Frühlingsfeste die Todesstarre des Winters zu brechen, die so lange auf den Menschen gelastet hat. Noch im Mittelalter war in der Kirche der risus paschalis, d. h. das Osterlachen üblich, wobei von der Kanzel herab derbe Spässe gemacht wurden.

Lachen bricht aber auch sonst einen Bann. Die schöne Lau bei Blaubeuren, deren Geschichte Mörise so herrlich zu erzählen weiß, wird erst nach dreimaligem Lachen aus dem Hantopf befreit, wohin ihr Gatte, ein alter Donauknecht, sie verbannt hatte. Nach einem deutschen Märchen war einer Mutter ihr Kind von den Wichtelmännchen aus der Wiege geholt und ein häßliches Zwergkind hineingelegt worden. Die Nachbarin rief der Mutter, das Kind in die Küche zu nehmen und Wasser in zwei Eierschalen zu kochen. Das bringe das Kind zum Lachen. Wenn es lache, bekomme sie ihr Kind wieder. Die Frau tat also. Als das Zwergkind das Kochen in den Eierschalen sah, sagte es: „Nun bin ich so alt wie der Westerwald und habe nicht gesehen, daß jemand in Eierschalen kocht!“ und mußte lachen. Indem es lachte, kam auf einmal eine Menge von Wichtelmännchen, brachten der Frau ihr Kind und holten das Zwergkind wieder.

In Sardinien wurden bis ins 19. Jahrhundert beim Tode eines Menschen sehr altertümliche Bräuche beobachtet. Außer den Angehörigen hatte ein gemietetes Klageweib um den Toten zu jammern. Wenn aber die Bahre weggetragen war, so mußte nach Landesbrauch eine Spasmacherin die Trauernden zum Lachen bringen. Damit soll der Segenswunsch aus-

gesprochen sein, die Macht des Todes möge auf das eine Opfer beschränkt bleiben, jetzt komme wieder frischer Lebensmut zum Recht, nachdem durch Lachen die Wirkung des Todes gebrochen sei. Die Sarden erzählen sich zur Erklärung des unverstandenen Brauches ein niedliches Geschichtlein: „Als unser Herr und Heiland gestorben war, kamen die Tiere alle zur Schmerzensreichen, um ihre Teilnahme zu bezeugen. Nur dem Frosch wollte es scheinen, als übertreibe die Mutter Gottes ihre Klagen. Der sagte zu ihr: Maria, wenn du so sehr klagst um den Tod des einen Sohnes, was hätte denn ich tun sollen, als mir das Rad eines Karrens in einer Umdrehung sieben Kinder tötete? Die hl. Jungfrau konnte bei diesem drolligen Einfall sich des Lachens nicht erwehren, und seit dem Tage hat es keine Trauer gegeben, bei der nicht auch das Lachen seinen Anteil gehabt hatte.“

In einigen Orten des Bezirks Mosbach und im angrenzenden Württemberg sollen die Frauen lachen, wenn sie Petersilie säen, „sonst geht der Peterling nicht auf“. Und wenn er nicht aufgeht, stirbt bald jemand im Dorf. Hier sind demnach Lachen und Leben doppelt verbunden im Gegensatz zum Tod. Nach weitverbreitetem deutschem Volksglauben dürfen sich Liebende keine Scheren, Messer oder Nadeln schenken, weil sonst die Liebe durchschnitten oder durchstochen wird. Wegen dieser Gefahr schützt man sich, indem man bei Annahme des Geschenkes lacht. Will in Thüringen eine Wäckerin gutes Wetter zum Trocknen haben, so muß sie in eine Unterhose hinein lachen.

Ähnliche Anschauungen gibt es auch bei Völkern anderer Rassen. Wir werden hier keine geschichtliche Abhängigkeit annehmen, sondern selbständiges Entstehen der Bräuche bei verschiedenen Völkern. Zeigt ja doch die tägliche Erfahrung, daß Menschen, denen es gegeben ist, mit leichtem Sinne lachend durchs Leben zu gehen, im allgemeinen gesund und lebensfrischer sind als die Bedrückten und Schwerfälligen. Und so kamen die Menschen dazu, in drückender Not das Lachen als etwas Lebensnotwendiges zu fordern und teilweise als religiösen Brauch festzulegen. Denn viele Bräuche, die auf Selbsterhaltung ausgehen, sind in Religionen, die lebend aus einem Volke herausgewachsen sind, heilige Pflicht geworden. Solcher Glaube heftet sich mit der Zeit an einzelne Bräuche und bleibt bisweilen unverstanden durch Jahrhunderte, wie in der Mosbacher Gegend das Lachen beim Säen der Petersilie, das wohl dadurch bedingt ist, daß die Petersilie zur Liebe in enger Verbindung steht, wie wir alle nichtsahnend es früher im Kinderlied ausgesprochen haben:

Petersilie, Suppenkraut
Wachst in unserem Garten,
Unser Mennchen ist 'ne Braut,
Soll nicht lang mehr warten.
Roter Wein, weißer Wein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

G. N. Bergmann / Düstere blaue Winternacht.

Düstere blaue Winternacht,
Eisbergglanzdurchweht,
Wunderbar geheime Macht,
Die mein Herz belebt.

Gluten werden in mir wach,
Die der Tag ersticht,
Und der Sinn so hoffnungslos schwach,
Fühlt sich frisch erquickt.

So ward stets mein Herz entfaßt,
Wenn du mir warst nah
Und ich in die blaue Nacht
Deiner Augen sah.

Wenn dein Wesen keusch und rein
Voll geheimer Nacht
Schweigend herrschte um mein Sein
Gleich der Winternacht.

August Lämmle / Der Winterjörg.

Zu meinem jüngsten Denken, erzählte der Aehne, gehört der Winterjörg. Jahreslang, wenn die ersten Schneeflocken vom bleigrauen Himmel fielen, kam er zu uns, tat den Winter über in Haus und Stall und Scheuer trene Dienste und sah mit zu Tisch wie ein Kind vom Hause.

Wenn aber der Tauwind von den Bergen herüber orgelte und an Fenstern und Türen und Menschenherzen rüttelte, kam eine seltsame Unruhe über den ruhigen Mann. Mit merkwürdigen Augen stand er des Abends unter der Stalltür, beschaute während den Flug der Wolken, zog wolkig schimmernd die Luft durch die Nase und sang mit seiner feinen hohen Stimme, mir das Herz lachte im Leibe:

Jetzt fangt das holde Frühljahr an,
und alles fangt zu blühen an
auf grüner Heid.“

Eines Morgens war dann der Frühling da, der Winterjörg aber verschwunden, er hatte französischen Abschied genommen. Den Sommerjörg kannten wir nicht.

Unser Vater sah in den ersten Jahren nicht gut zu dieser Fahnenflucht, in einer Zeit, wo des Bauern Arbeit anfängt. Und wenn wir Kinder fragten: „Vater, wo ist der Jörg?“ so brummte er unwirsch vor sich hin: „Wo wird er sein? herumvagabundieren tut er im Land!“

Wenn längst die Sommerblumen verblüht und Lerche und Eichel ausgefungen hatten, statt der gelben Sommervögelchen aber die letzten Blätter von unserem alten Apfelbaum ums Häusel flogen, war eines Tages der Jörg wieder da. Niemand hatte ihn sehen kommen. Wenn man seine Anwesenheit bemerkte, hatte er schon irgend eine nützliche Arbeit geleistet. Er grüßte ruhig und selbstverständlich, als sei er nie weg-

gewesen, setzte sich zur Essenszeit mit zu Tische wie ein Kind vom Hause und half den Winter lang überall, wo man eine starke oder eine lüde Hand brauchte.

Mit der Zeit gewöhnten wir uns an sein Kommen und Gehen. Um Martini herum, zur Zeit der ersten Nachfröste, richtete unsere Mutter das Bett für den Winterjörg auf der Bühne unterm Dach, wo er „den Luft spürte“. Und wenn um Nichtmeh sich die ersten Staren zeigten und tropf-tropf der Dachtrauf hing, sorgte unser Vater darum, daß für den Jörg ein paar gute, frisch gefohlte Stiefel bereit standen. Niemand versuchte ihn zu halten, wenn man merkte, daß der Märzenluft die Unruhe in ihm weckte, und niemand fragte woher? wenn er sich wieder einstellte, noch ein Sommerlaub auf dem Hut und ein Stück Sonnenschein in den Augen. Aber es waren im Hause Tage leiser Trauer, wenn er ging, und stiller Freude, wenn er kam.

Ich hab's damals noch nicht gewußt, es ist mir erst viel später klar geworden: Der Jörg war nicht wie andere Menschen. Er war wie Gras und Blumen, die sprossen und blühen und vergehen, wenn ihre Zeit ist, und niemand kann sie hindern, und wie die Maidvögelin, die auch nicht den Menschen und ihren Gesetzen untertan sind.

Einmal aber, es war in den Jahren, da Napoleon das alte Deutschland und Oesterreich zusammengeschlagen hatte wie ein Stück mürbes Holz und gegen Rußland rüstete — ich war damals schon einige Zeit beim Nachbar Schmied als Lehrling eingetreten — als wieder der Winter kam, blieb der Jörg aus, und all unser Wünschen und Forischen konnte ihn nicht herbeschaffen, damals nicht und später auch nicht.

Die aufregenden Zeitläufte und die Sorgen um die eigenen Lieben, um Heimat und Vaterland ließen uns die Sorge um den Jörg schier vergessen. Napoleon zog gegen Rußland, meiner Mutter Bruder mußte mit und kam nimmer. Der stolze Franzosenkaiser aber hat in Rußlands Schneefeldern sein Glück begraben.

Der Frühlingswind von 1813 braust mir noch in den Ohren. Es gibt auf Erden keine herrlichere Musik als die des Frühlingswindes, es gibt keinen schneidigeren Gesellen als den Märzenluft. Er ist ein Draufgänger und Obenaus, ein Wichtigthuer und Bramarbas, ein Hafengucker, ein Lustibuz, ein Schelm. Er jagt die Wolken am Himmel wie der Wolf die Schafe; er stellt sich, als wolle er Bäume und Häuser und Berge umblasen und hat doch den Kopf voll Sing und Sang wie die Hände voll Blumen. Er übt seinen Fäkt und Unfirtm an allem aus, was nicht niet- und nagelfest ist. Er drückt den alten Gockelhahn auf dem Glockenturm herum, daß er grillt vor Wonne. Da kriegt der Schnee an der Winterhalde eislige Röhre, als hätte er's gar pressant und könne nicht schnell genug hinunterkommen ins Unterland, wo schon heimliche Wellchen und Dimmelschlüssel aus dem Boden guden.

Der Frühlingswind ist wie rauschender Wein. Wenn er anfängt zu blasen, kommt für ein paar Tage alles außer Rand und Band, nicht bloß die Späßen und die Dachschindel. Alle verholzte Junggesellen spinnen verwegene Heiratspläne; die Spielbläse füllen sich mit lärmendem Volk, schüchternen Burschen reiben die Kappe gählich und kräftigen Mut; der Nachbar Schustergefelle hält seinem Meister einen Vortrag über Freiheit und Gleichheit, und die Handwerksburschen stehen von den Toten auf.

Ist es da ein Wunder, wenn er 1813 die deutschen Schlafmützen aufgeweckt hat?

Mir ging's wie dem Winterjörg: mich packte die Wanderlust. Meisterin und Mutter rüsteten mich aus, der Vater sagte mir noch zum Abschied: „Wenn du etwas vom Jörg erfährst, so such' ihn auf und sag' ihm, es sei immer ein Bett und ein Platz am Tisch für ihn bereit.“

Ich zog fort, durchwanderte Schwaben, Bayern und Hessen, kam auch ein wenig nach Sachsen hinein und lernte Land und Leute, Brauch und Sitte, Handel und Wandel kennen, wie es einem deutschen Handwerksburschen geziemt. Ich arbeitete bei manchem Meister, fand liebe Gesellen und tat auch gelegentlich einen herabhaften zünftigen Trunt in der Herberge. Und es gefiel mir gar wohl in der Fremde, nur wenn die Kinder dem Wanderburschen, dem das Handwerkszeug aus dem Mäntzel guckte, nachriefen:

„Schmied, Schmied, Schmied,
nimm dein Hämmerle mit!
Wenn du mußt ein Gänle b'schlagen,
mußt dein Hämmerle bei dir haben,
Schmied, Schmied, Schmied,
nimm dein Hämmerle mit!“

Dann stieg die Heimat in lockenden Bildern vor mir auf.

Die Wanderschaft ging schon ins dritte Jahr, da arbeitete ich im lieben Badener Ländle in der fröhlichen Stadt Heidelberg. Als aber die Novemberfürne gingen, da kriegte ich es mit dem Heimweh. Ich dachte an meine braven Leut' daheim, an Haus und Stube, wo leht das Holz im Kachelofen knisterte und krachte, und es war mir, als rieche ich den Duft von gebratenen Aepfeln. Ich entschloß mich rasch zur Heimkehr, wollte bis zur Grenze wandern und dann mit der nächstbesten Post heimreisen ins Schwabenland zu Spätzle und Sauerkraut.

Also sagte ich die Arbeit auf und wanderte los und da ist es passiert, daß ich unserem Winterjörg nochmals begegnete. Es war in einem Dörflein auf dem Schwarzwald, wo man vom badischen Musterländle schon hinübergucken kann ins „Reich“, wie sie dort herum im Scherz für Württemberg sagen. Ich fand im Hirsch eine gute Herberge, sah müde und schläfrig und verzehrte mein bescheidenes Nachtmahl; die Wäfte am andern Tisch unterhielten sich über dies und das. Da fiel drüben ein Name, der mich plötzlich aufweckte und mich die Ohren spitzen ließ.

Und was ich nun hörte, gab mir den Mut, hinüberzugehen und mir ein Plätzchen auszubitten an ihrem Tisch, denn sie sprachen vom Jörg, von unserem Winterjörg! Als sie hörten, daß ich den Jörg kenne, da riefen sie den Wirt, ich mußte erzählen, und der Wirt erzählte wieder. Und da habe ich erfahren, warum der Jörg damals ausgeblieben.

Es sei kurz vor dem Sät gewesen vor dem russischen Feldzug. Da sei er hereingekommen in die Stube gegen Abend. Und weil er so proper ausgesehen und so treuherzig und fröhlich gewesen, so habe er, der Hirschwirt, zu ihm gesagt, halt im Spaß, ob er nicht dableiben wolle und ihm ein paar Tage helfen.

Der Jörg habe nichts erwidert, aber am andern Morgen mitgearbeitet, als wäre er schon Jahr und Tag im Haus. Er sei dann geblieben von Tag zu Tag, sei mit den Kindern so zutraulich gewesen, habe mit ihnen gespielt, sie auf den Knien reiten lassen und allerlei nette Stüdelein dazu gewußt, so daß sie alle ein rechtes Zutrauen zu ihm gefaßt hätten und er gewesen sei wie ein Eigenes.

Uebrigens sei der Hirschwirt im Wald verunglückt und habe müssen ein paar Wochen das Bett hüten. Da sei es ein großes Glück gewesen, daß sie den Jörg geholt hätten. Er habe geackert und gesät und Kartoffeln gesteckt und das Vieh versorgt und alles ohne Lärm umgetrieben, so gut oder noch besser als sonst der Hirschwirt selber und sei dabei immer fröhlich und guter Dinge gewesen.

Der Hirschwirt sei wieder aufgestanden, aber nun sei die russische Affäre losgegangen. Man habe im ganzen Land ausgehoben, denn Baden habe müssen so und so viel tausend Mann stellen. Und unter den Bezogenen sei auch der Hirschwirt gewesen.

Da sei schwere Sorge eingekehrt im Haus. Die Frau habe getan zum Verzweifeln, wie sie auskommen solle ohne den Mann bei dem großen Geschäft mit den fünf kleinen, unverorgten Kindern, und Schulden seien auch noch auf dem Haus gewesen.

Da sei der Jörg vor sie hingetreten und habe erklärt, er wolle einstehen für ihren Mann; er habe nicht Weib noch Kind, und wenn er nimmer heimkomme, so gebe das kein großes Loch.

So habe er auch getan und sei mitgegangen nach Rußland. Er sei auch wieder gekommen im Sommer anno 13, aber krank sei er gewesen und ganz still. Er und sein Weib hätten für ihn getan, was sie konnten, und die Kinder seien mit ihm ärger gewesen als mit den Eltern. Aber er sei immer schwächer geworden. Er habe noch ein bißle herumgeschaffelt im Haus und immer davon gesprochen, daß er fort wolle, er müsse „vorher“ nochmals hinüber ins Schwabenländle, wo man auf ihn warte.

Eines Morgens habe er nimmer können aufstehen und nach wenig Tagen sei er ihnen gestorben, still und ergeben, fast fröhlich und dankbar bis zum letzten Augenblick.

Drüben auf dem Kirchhof liege er begraben. Die ganze Gemeinde habe um ihn getrauert, und sein Andenken sei ein Segen fürs ganze Dorf.

Soviel hat der Hirschwirt erzählt; seine Frau aber und die Kinder standen hinter dem Stuhl und weinten stille vor sich hin.

Am andern Morgen besuchten wir sein Grab, ich und die Familie des Hirschwirts. Frische und verwelkte Blumensträuße, wie sie Kinderhände binden, lagen auf dem Hügel; zu Füßen stand ein Weidenbaum und am Kopfsend ein Kreuz mit seinem Namen und der Inschrift:

„Niemand hat größere Lieb: denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde!“ Ev. Joh. 15,13.